

Aschaffenburg

in angenehmer Gegend, mit einem schönen Schloß, hätte einen längeren Aufenthalt verdient, wenn die Zeit dem Reisenden weniger sparsam zugeteilt gewesen wäre. Er konnte daher nur flüchtig die . . . nicht unbedeutende Gemäldegalerie durchheilen, bis er staunend vor einem altdeutschen, großen Bilde stehen blieb, das ihm alle in der Boisseréeschen Sammlung zu übertreffen schien. Die Figuren der Haupttafel, welche fast über Lebensgröße sind, stellen eine Zusammenkunft des heiligen Erasmus mit dem heiligen Mauritius, einem Negerfürsten im prachtvollen Harnisch, nebst ihrem beiderseitigen Gefolge dar; die Seitentafeln, welche doppelt bemalt waren, zeigen vier einzelne männliche und weibliche Personen der Kirchengeschichte. Da Semilasso in dieser nicht sehr bewandert ist, so wußte er nicht, wen sie vorstellen, auch nicht die Geschichte der Zusammenkunft, und ob damals Mauritius schon ein Heiliger war oder erst von seinem Konheiligen bei dieser Gelegenheit bekehrt wurde; aber dies hinderte die Bewunderung dessen nicht, was er zu verstehen imstande war. Nie war ihm vielleicht der Standpunkt deutscher Malerkunst so hoch erschienen. Sie kam ihm, mit der italienischen verglichen, gerade so vor, wie sich die deutsche Baukunst zur griechischen, das Straßburger Münster z. B. zur Akropolis verhält. Man kann eines oder das andere vorziehen, aber beides hat in seiner Art eine geniale Vollendung er-

Gustav Trockenbrodt

De Sozi

Jetz' houn se mich aus de Fabrik
Ganz äfach 'nausgeschmisse!
Des is der doch e schtarkes Schtick!
Des sollter mer noch bieße!
Wort ner, mer treffe scho' noch zamm',
Ihr nowle Bratefresser!
Gleichheit muß sei'! Ich sei vun Damm,
Jawoll! un hou' e Messer!

Jetz' hou ich lang genug geschafft,
Ietz' werd nix mehr getou',
Von morge an werd bloo gemacht,
Des gäiht kä' Mensch was ou'!
Ich bin e Ast am schtarke Schtamm!
Ich mach' die Welt noch besser!
Ich bin e Sozi, sei vun Damm
Jawoll! un hou' e Messer!

Jetz' kaaf' ich mer e rout' Krawatt',
Rout' Sacktuch in die Dasche,
Gäih' iwwer'n Schteg 'nei in die Schtadt
Un trink' e guti Flasche!
Un dann -, dann haach' ich alles zamm',
Schteck' an die Pulverfässer!
Gleichheit muß sei'! Ich sei vun Damm,
Jawoll! un hou' e Messer!

reicht, ohne sich doch im geringsten zu gleichen. Auch darf man glauben, daß, wenn es der Malerkunst beschieden ist, noch einmal eine große Periode zu erleben (was jedoch aus vielen Gründen unwahrscheinlich), sie in Deutschland ihre größten Triumphe feiern wird, denn unser Nationalcharakter scheint ganz besonders für sie geeignet.

Was die vorliegenden Bilder betrifft, so kann man keck sagen, daß nie etwas besser gemalt worden ist, aber sie sind auch frei von jenen häufigen Zeichnungsfehlern, jenen mageren ungraziösen Formen, jener Monotonie der Figuren, welche so oft als Mängel auf altdeutschen Gemälden erschienen. Hier ist im Gegenteil nur die kunstreichste Verschmelzung treuer Naturwahrheit mit idealer Auffassung und dem größten Reichtum an Individualität der Gestalten zu bewundern, alles umstrahlt von einer Hoheit und Würde, in einen solchen Glanz und Frische der Farbe gehüllt, daß man voll Ehrerbietung und Freude am Genie huldigt, das so Herrliches hervorgebracht! Und doch hörte Semilasso den Namen dieses Meisters zum erstenmal, oder er war ihm früher entgangen. Der geniereiche Mann hieß Matthias Grünewald und war ein Maler in Aschaffenburg.

Hermann Fürst Pückler-Muskau in „Vorletzter Weltengang von Semilasso“ (1835)



...Nachmittags besah ich das Schloß. Es ist in dem sogenannten Komoden-Stile des 17ten Jahrhunderts gebaut, ganz rot, ein gewaltiges Carrée mit vier Ecktürmen, in der Mitte jedes Flügels ein vielfach zugespitztes Giebeldach; alles mit Leisten, Schnörkeln, Zierraten reich bedeckt. Das Ganze macht sich prächtig. Man nennt diesen Stil einen verdorbenen, ich möchte ihn mir aber nicht schelten lassen. In großen Massen, einer blühenden, anmutigen Natur gegenüber, macht er sich luxuriös und phantastisch.

Nach dem Schlosse die Stiftskirche. Sie steht auf einem buschbewachsenen Felsen, in ihr sind viele ehrsame Steinbilder Kurmainzischer Kanzler, Marschälle, Räte mit der herkömmlichen Anwünschung der Gnade Gottes von den Pfeilern zu schauen. Ernste gediegene charakteristische Gesichter.

Karl Immermann
1837



...Als wir zwischen den lichten Bäumen des Stockstadter Waldes bereits die roten Schloßtürme von Aschaffenburg erblickten, blies unser Postillon, der ehemals in Mainzischen Diensten war, des Kurfürsten Emerich Joseph Leibliedchen: Ohne Lieb' und ohne Wein, was ist unser Leben? Der Wald hallte von seinem Horne wieder, die Bäume flogen rechts und links an uns vorbei, und wir kamen gerade zu der Zeit in Aschaffenburg an, als die Abendsonne das große viertürmige Schloß vergoldete und aus den unzähligen Fenstern wie ein flammender Brand hervorstrahlte.

Niclas Vogt
1804



Linolschnitt „Schloß Johannisburg von Gunther Ullrich“

Auch hier finden sich altdeutsche Gemälde aus aufgehobenen Klöstern, von Grünewald und anderen, vielleicht auch von Dürer, und sonst noch wenige, aber schätzenswerte Kunstwerke. Sollte von den fast bis zur Beschwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptstadt einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgestellt werden, so erhielte dieser wohlgelegene Ort wenigstens einigen Ersatz für das, was er durch die Entfernung des Hofes verlor.

Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt, da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie suchen und, über Europa ausgesät, einzeln aufregen und nutzen, so wäre es groß, wenn die höchsten deutschen Regierungen sich beeiferten, dasjenige mit Überzeugung und Willen zu tun, was die überwundene Nation sich widerwillig muß gefallen lassen: wir meinen, den Überfluß der Residenzen in die Provinzstädte zu verteilen. Nur kleinere Staaten tun wohl, ihre mäßigen Schätze beisammen aufzubewahren, große können ihren Kunstreichtum nicht weit genug umherstreuen. Dadurch werden nicht allein Künstler, sondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je häufiger diese sind, desto mehr ist für jene gesorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Osten zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main sich dem Rheine nähert.

Johann Wolfgang Goethe

Aus: „Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Main-Gegenden“.

Das Erasmus-Mauritius-Gemälde ist um 1523 von Grünewald im Auftrage seines Herrn und Mäzen, des Kardinals Albrecht von Brandenburg, für die von ihm begonnene, 1523 geweihte Kollegiatskirche St. Moritz und St. Maria Magdalena zu Halle a. S., gemalt worden. Nach Auflösung des Stiftes wurde die Tafel 1540 in die Aschaffenburgs Stiftskirche verbracht. Von 1803 bis 1836 hing Grünewalds Bild in der Gemäldegalerie in Aschaffenburg. Zwei Tage nach dem Besuch Semilasso-Pücklers kam das Erasmus-Mauritius-Bild nach München in die Alte Pinakothek.

Mauritius, der Anführer der thebaischen Legion, ein römischer Offizier, seiner ägyptischen Herkunft wegen als Mohr dargestellt, und Erasmus, ein Bischof aus Kleinasien, sind Zeitgenossen gewesen. Von einer Begegnung der beiden Märtyrer weiß die Legende nichts – dieser Gedanke gehört Grünewald. Er gab Erasmus (einem der vierzehn Nothelfer) die Gesichtszüge des auch von Dürer wiederholt porträtierten Kardinals Albrecht, er muß auch für den Mauritius ein Modell gehabt haben. Das gewaltige, als Malwerk kostbarste Bild Grünewalds ist aufgebaut auf dem mit tiefem Verständnis für Rassendifferenzen herausgearbeiteten Gegensatz abendländischer Ruhe und morgenländischer Beweglichkeit, auf dem Gegensatz von Schwert und Krummstab, von heißem Temperament und kühlem Verstand. Der Kirchenfürst Erasmus trägt in der Hand das Zeichen seines Martyriums: die Winde mit den Därmen. In den beiden Gefolgsleuten: dem verschlagenen Kanonikus hinter dem Kardinal und dem schwarzen Bogenschützen im Rücken des Mauritius, wiederholt sich das Spiel leiblicher und seelischer Kontraste auf tieferer Stufe der Menschlichkeit.

Wilhelm Waetzold in „Deutsche Kunstwerke, beschrieben von deutschen Dichtern“.



In demselben Jahr hatte nämlich die Pest gewüthet, und unter vielen anderen hatte sie mir auch einen Bruder und eine Schwester hinweggerafft. Darum war auch dein Vater besorgt, wenn ich lange dableibe, könnte ich am Ende noch aus Furcht die Pest bekommen. Nachdem er mir daher mein überaus langes Haar, auf dessen Pflege ich in Böhmen große Sorgfalt verwandt hatte, nach der bei uns allgemein herrschenden Sitte kurz geschnitten und mich auch mit anderen Kleidern ausstaffiert hatte, reiste er mit mir nach der Stadt Aschaffenburg und tat mich hier zu dem Schneiderhandwerk. Da mir die Wahl gelassen wurde, hatte ich vorgezogen, dieses zu erlernen, weil es leichter ist als andere. Ich kam zu einem tüchtigen Meister, der einen großen Ruf hatte: der sollte sich Mühe geben, mir binnen zwei Jahren seine Kunst beizubringen, und versprach ihm der Vater dafür, innerhalb jener Frist ihm sechs Goldgulden und zwanzig Ellen Tuch zu geben, wovon er einen Teil ihm schon gleich mitgebracht hatte.

Was ich bei diesem Meister während der zwei Jahre meiner Lehrzeit ausgestanden habe, auch abgesehen von der Schwierigkeit des Handwerks und dem unmenschlichen Nachtwachen, wodurch ein junger Mensch körperlich völlig heruntergebracht wird, wie ich von drei oder vier Uhr morgens bis abends neun oder zehn, bisweilen auch bis elf oder zwölf Uhr, wie ich aber besonders an den höheren Festen gemeiniglich bis zur Hochmesse in einem fort arbeiten mußte, wie ich geplagt wurde mit Wassertragen, mit Hauskeh-

ren, Feuerstochen, mit Hin- und Herlaufen und Kommissionenmachen in und außer der Stadt, an Festtagen mit Schuldeneintreiben und, was mir am meisten verhaßt war, mit dem Sammeln oder richtiger mit dem Stehlen des Wachses von den Leuchtern in der Kirche zum Gebrauch bei dem Geschäfte, wie ich von dem Meister und der Meisterin und den Dienstboten herbe Worte und mitunter noch härtere Schläge, Kälte und Hitze, Hunger und Durst bis zum äußersten zu ertragen hatte – was ich auf solche und mehrfache andere Art für ein Elend ausgehalten habe, das würde kaum in einem großen Buche zu beschreiben sein. Ja, ich mußte so schwarzen Hunger leiden, daß ich, wenn mich nicht der Klang der Muttersprache und die Nähe meiner nur vier Meilen entfernten Vaterstadt vom Gegenteil überzeugt hätten, ich hätte glauben mögen, nicht etwa vor langer Zeit, sondern jetzt erst recht mich unter den Böhmen im Elende zu befinden. Dazu kam noch, daß mir nicht weniger die Künstelei des Handwerks mißfiel, wodurch wir nämlich der Hoffart gar grossen Vorschub taten. Da wurden wir gedrängt, nicht aus einfachem, sondern aus vielfarbigem Tuche auch die geringfügigsten Kleidungsstücke anzufertigen. Wir mußten, wie Maler, aufs sorgfältigste Wolken, Sterne, blauen Himmel, Blitze, Hagel, wie bei Liebenden ineinandergeschlungene Hände darauf sticken; Kreuze, Brillen sowie andere endlose Torheiten mehr, wie deren das geräuschvolle höfische Leben aus Leichtfertigkeit und Hoffart täglich neue aufbringt. Die kostbarsten Stoffe wurden dazu verwendet, als nämlich Scharlach, englischer Stanet, Wollentuche von Lüttich, Rouen, Grenoble, Brügge, Gent, Aachen, und andere noch kostbarere; an Seidenstoffen aber Samt, so sich rauh anfühlt, Damast, Schamelot, mit Rosen in Plattstich verziert, Zandel und Zandelin, auf die kleinsten Riemchen geschnitten, wie man sie es mit ganzen Stücken von dem blutigen Schweiß der Bauern und Armen um schweres Geld sich anschaffen sieht. Was ferner die Reste von fremdem Tuch angeht, die bei den Schneidern für nichts angeschlagen werden und wovon sie in allen Ecken der Werkstätte hohe Körbe voll stehen haben, so dünkte es mir denn doch ein unerlaubter Diebstahl, solche zurückzubehalten, und verursachte dies mir im Gewissen nicht geringes Ärgernis, wie es mir auch täglich mehr Ekel an dem Handwerk und Verzweiflung an meinem Heil verursachte. Und doch ist solches eine allgemeine, von allen Habsüchtigen und Dieben gebilligte Gewohnheit: sie pflegen unter dem Tisch einen Kasten oder Korb zu haben, den sie „das Auge“ nennen; dahinein werfen sie die Tuchreste, und wenn sie darum angegangen werden, so geben sie zur Antwort, es wäre kaum so viel übriggeblieben, als womit man ein Auge vollmachen oder bedecken könne, meinen aber damit ihren Korb, nicht ihr Auge.

So hatte ich denn mein Handwerk wohl aus besten Kräften erlernt; allein wegen der eben erwähnten und anderen Umstände mehr schien es mir für das Heil meiner Seele gefährlich, und war ich solchermassen seiner leidig geworden. Als daher meine Lehrzeit aus war, wanderte ich gen Frankfurt.

Aus „Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein“ (1478-1526)

Die Steingutfabrik Damm 1827 – 1884

Der Ort Damm unmittelbar vor den Toren der Stadt Aschaffenburg kam durch räumliche Ausbreitung beider Gemeinden dem größeren Nachbar immer näher. Die Grenzen verwischten sich, und seit dem Jahre 1901 ist Damm